

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 21 (1837)

17 (25.4.1837)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-791782](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-791782)

Oldenburgische Blätter.

N^o 17. Dienstag, den 25. April 1837.

Wunsch die Einweisung der Buchweizenmoore betreffend.

Früher war das Ammerland berühmt wegen der thätigen, treuen und folgsamen Dienstboten, welche es lieferte. Man fand sie in Oldenburg, Barel und der ganzen Umgegend und zog sie allen andern vor.

Seit zwanzig Jahren aber, seit der Ausdehnung des Buchweizenbaus oder vielmehr seit jedem Jüngling oder jedem jungen Mädchen über 14 Jahre, mit Ausnahme des ältesten Sohns auf einer Bauernstelle, auf Verlangen Buchweizenmoor eingewiesen wird, hat die Zahl der Dienstboten mit jedem Jahre abgenommen, so daß außerhalb des Ammerlandes nur noch Einzelne aus demselben angetroffen werden und im Ammerlande selbst schon viele aus andern Kemtern oder gar aus dem Auslande genommen werden müssen, um die nöthige Hülfe zu erhalten. Man wendet oft dagegen ein, es sey ein Zeichen des Wohlstandes, wenn so viele Fremde kämen, daran Theil zu nehmen, allein das will uns eben so wenig einleuchten als die Fortdauer der guten Eigenschaften, die sonst den Ruhm der ammerländischen Dienstboten ausmachten.

Die Ursache, warum diese jungen, unerfahrenen Leute den Buchweizenbau dem Dienst bey Andern vorziehen, ist hauptsächlich, weil

jeder Confirmirte dadurch gleich sein eigener Herr wird. Dazu kommt, daß ein solches Moor, wofür in 8 Jahren etwa 2½ Rthlr. bezahlt werden, ihnen in mittlern Jahren eben so viel, in bessern aber mehr aufbringt, als sie an Dienstlohn erhalten könnten. Die Kost wird nicht gerechnet, weil sie solche im elterlichen Hause für sonstige Arbeiten bekommen. Scheint ihnen aber der Aufenthalt im elterlichen Hause ihrer Lebensweise hinderlich, so miethen sie sich ein und arbeiten nebenbey für Tagelohn. Sie sind dann freye Leute, aber ohne genügende Grundsätze und Erfahrung, können wenn nicht jeden Abend, doch an jedem Sonntage den Krug besuchen, auf Jahrmärkte und Vergantungen gehen und werden durch diesen Mangel an Aufsicht zum Spiel, zum Saufen und zur Unzucht hingerrissen. Dieß ist größtentheils der Grund, warum jetzt das Branntweintrinken und der Sonntags-Unfug so überhand nimmt und warum so viele übereilte und dann unglückliche Ehen geschlossen werden. Wie traurig muß es für Lehrer und Prediger seyn, durch diese jungen Leute, die sie mit Mühe unterrichtet und unverdorben bis zur Confirmation erhalten haben, ihre Arbeit zum Theil so vernichtet zu sehen, während die, welche bes-



ferer Art sind, oder durch strengere Erziehung und Aufsicht der Ihrigen auf der rechten Bahn erhalten werden, ihre Mühe und Arbeit mit der Freude des Gelingens belohnen.

Zu wünschen wäre es daher, daß nur solchen unverheiratheten Jünglingen Buchwäizenmoor eingewiesen werden dürfte, die entweder im Militair gestanden oder als Dienstboten wenigstens drey Jahre außer dem elterlichen Hause gedient hätten und darüber

genügende Zeugnisse beybrächten. Gewiß würde dadurch das frühere Verhältniß bald wieder hergestellt werden, und obgleich unser Ammerland ganz von Moor umgeben ist, welches schon einmal abgebrannt worden, würde dieses bey einer solchen Beschränkung noch zu den Ausweisungen hinreichen, was aber bey dem bisherigen Verfahren nicht mehr der Fall seyn wird.

Mehrere Hausleute im Ammerlande.

Ueber die Gewinnung des Thornzuckers in Canada.

(Beschluß.)

Der Zuckerahorn erreicht einen Buchs, der im Stande ist, jährlich 5 Pfund Zucker während 20 Jahren zu liefern; so wie daher die Eichen und andere Baumarten zu ihren verschiedenen Zwecken gefällt werden, könnten Thornbäume an ihre Stelle wieder hingepflanzt werden, welche gegen die Zeit, da es an altem Thorn zu fehlen anfänge, wieder zum Anzapfen bereit seyn würden. Pflanzte man noch überdieß diese Bäume in regelmäßigen Reihen, so würde die Mühe, den Saft zu sammeln, viel geringer seyn, als wenn sie, wie es in ihrem natürlichen Zustande der Fall ist, weit mehr zerstreut ständen, und die Kosten der Bereitung des Zuckers würden daher beträchtlich verringert seyn. Hierzu kommt, daß, wenn beständig junge Thorn an die Stelle der andern gefällten Bäume gesetzt würden, das Gut nach Verlauf von 20 Jahren zehnmal so viel Zucker liefern würde, als anfänglich.

Man hat behauptet, daß die Schwierigkeit, Pferde und Menschen in den Wäldern zu einer Zeit zu unterhalten, die zum Zucker-

machen erforderlich sind, so groß seyn würde, daß ein jeder Entwurf, Zucker im Großen zu bereiten, daran scheitern müßte. Dieß könnte in den Vereinigten Staaten, wo dieser Einwurf gemacht und daher dieser Gegenstand vorzüglich untersucht ist, vielleicht wahr seyn, aber in Canada würde er nicht Stand halten. Man würde in verschiedenen Gegenden Canada's viele Strecken bekommen können, die alle 5000 Acres Zuckerahorn-Landes enthalten, und die alle nicht weiter als 6 engl. Meilen von einem volkreichen Dorfe entfernt seyn würden. Die ganze Arbeit des Kochens würde in jedem Jahre nur 6 Wochen erfordern. Es würde daher eine sehr geringe Mühe seyn, den Leuten und Pferden, die zu dieser Arbeit in den Wäldern gebraucht würden, während dieser Zeit von einem benachbarten Dorfe Nahrung zuzuführen, und mit geringen Kosten würde man einige Hütten zu ihrer Wohnung in den Wäldern errichten können.

Als ein anderer Einwurf gegen die Errichtung einer Fabrik zur Bereitung des Zu-



kers im Großen ist die viele Arbeit angeführt, die dazu nöthig wäre, den Saft von den Bäumen nach dem Kochhause zu führen. Der Saft wird, wie ich schon bemerkt habe, von Privatfamilien gesammelt, indem sie ein Gefäß unter jeden Baum hinstellen, wo er hineinräufelt, und wird von dort nach dem Orte getragen, wo er gekocht werden soll. Wenn indeß eine ordentliche Fabrik errichtet wäre, könnte der Saft mit viel weniger Mühe nach dem Kochhause gebracht werden. Man könnte kleine hölzerne Tröge unter die Wunden jedes Baums setzen und so könnte der Saft leicht, wenn es nöthig erachtet würde, 20 Schritte weit nach den Behältern hingeschafft werden. Drey oder vier solcher Behälter könnte man auf einen Acre setzen und es müßten dann Wege durch das Holz ausgehauen werden, damit Karren mit den erforderlichen Gefäßen von dem einen nach dem andern fahren könnten, um den Saft nach den Kochhäusern zu transportiren. Bloße Schoppen würden zu Kochhäusern gut genug seyn und diese könnten an verschiedenen Stellen des Guts errichtet werden, um sich die Mühe, den Saft weit her zu holen, ersparen zu können.

Die Kosten, einige Bäume zu fällen, um einen Weg für die Karren zu machen, würden nicht viel betragen; eben so wenig wie die Verfertigung von Röhren und die gewöhnlichen Kufen zu Behältern, in einem Lande, das Ueberfluß an Holz hat. Die durch diese Mittel bewirkte Ersparniß der Arbeit würde aber beträchtlich seyn.

Wenn man nun erwägt, daß Privatfamilien, die den Saft von jedem Baume nach ihren Häusern und oft in eine beträchtliche Entfernung von den Wäldern mit der Hand tragen müssen, um ihn zu kochen, ungeachtet aller dieser Arbeit den Zucker von gleicher Güte mit dem, der aus Westindien kommt, zu einem weit niedrigerem Preise verkaufen können; wenn man ferner erwägt, daß mit den unbedeutenden jährlichen Ausgaben für ein paar hölzerne Röhren und Kufen ein großer Theil der Arbeit erspart und daher der Gewinn auf den Verkauf des Zuckers noch weit größer seyn würde, so hat man gegründete Ursache zu glauben, daß, wenn man nach einem solchen Plane, dessen hier Erwähnung geschehen, eine Fabrik anlegen wollte, sie sehr einträglich seyn und Ahornzucker in kurzer Zeit ein sehr einträglicher Handels-Artikel in Canada werden würde.

Der Saft des Zuckerahorns ist nicht allein zur Bereitung des Zuckers nützlich, es kann auch sehr vortrefflicher Essig daraus bereitet werden. In Gesellschaft mit mehreren andern Herren habe ich Essig gekostet, der nach Doctor Nooths Anweisung gemacht war und den jeder der Anwesenden für noch besser erklärte, als den besten französischen Weinessig; denn er besaß bey derselben Säure einen noch köstlicheren Geruch.

Auch kann gutes Tischbier von dem Saft bereitet werden, welches viele für Bier halten würden, das aus Malz gemacht wäre.

Wenn der Saft destillirt wird, gibt er guten Branntwein. 34. 12. 31.



Ueber den Delrettig.

Die Wichtigkeit des Delfruchtbaues für unsere Landwirthschaft bedarf keiner Ausführung und eher möchte man beklagen, daß der Rappsbaubau sich zu weit ausgedehnt habe bis in Gegenden, deren Boden für denselben gar nicht geeignet ist. In ganz Norddeutschland will man jedoch beobachtet haben, daß mit der Zunahme des Rappsbaues dieser an Sicherheit abgenommen habe. Gar zu häufige Auswinterungen (Verfrieren u.), vor allen aber die selten ausbleibenden Verheerungen der schwarzen Fliege und anderer Insecten verleiden manchem Landmann diese Cultur immer mehr. Zwar hat man versucht, durch Nachdenken und Beobachtungen Schutzmittel gegen jene Anfechtungen aufzufinden, allein es muß eine längere Erfahrung noch erst lehren, ob ihre Wirkung mehr als palliativ und zufällig ist.

So lange es also unausgemacht bleibt, ob Menschenwisß ausreichen werde, den Rappsbaubau mehr zu sichern, muß es sehr wichtig erscheinen, an die Stelle desselben eine andere ähnliche, im Reinertrage gleich vortheilhafte, Cultur zu setzen, welche jenen Gefahren nicht ausgesetzt ist. Denn wenn gleich die Erfahrung gezeigt hat, daß auch der Absatz der Delfrüchte den nicht immer günstigen Conjunctionen unterliege, so ist doch nicht zu läugnen, daß nach den jetzt herrschenden Principien der Nationalökonomie glückliche Getraideerndten und lebhafter Getraidehandel immer hartnäckiger im Gegensatze zu einander verharren werden, und es eine gerechte Anforderung der Zeit ist,

auf Culturversuche zu sinnen, deren Ergebnisse uns die Grundlage zur Unabhängigkeit von dem verkehrten Egoismus des Auslandes darzubieten versprechen.

Als eine solche Cultur erscheint die des Delrettigs, welche schon vor mehreren Jahrzehnten an mehreren Orten in Deutschland versucht, und nun seit kurzem aus den angeführten Gründen in Mecklenburg wieder aufgenommen ist. Herr Alexander von Lengerke hat die Erfahrungen und Ansichten darüber gesammelt und in der Land- und Forstwissenschaftlichen Zeitschrift für Norddeutschland B. 4. H. 1. mitgetheilt. Der Raum dieser Blätter gestattet es nicht, solche auch den Lesern derselben zu geben und zu einem Auszuge sind sie nicht geeignet. Wir verweisen sie also auf den inhaltreichen Aufsatz selbst und führen nur noch die Schlußworte desselben an:

»Die Nothwendigkeit eines Stellvertreters für den Rapps ist anerkannt. Daß der hier empfohlene als Sommerfrucht der Gefahr der Auswinterung nicht unterliegt; daß seine Bestellung nicht wie die des Rappses genirt; daß er dem Ungeziefer minder ausgesetzt ist; daß die Erndte in eine gelegnere Zeit fällt; daß auch der Besitzer der mäßigeren Bodenart dadurch vom Delfruchtbaubau profitiren kann; daß er jedenfalls minder ausfaugt als Rapps; daß sein Preis sich dabey diesem mindestens gleichstellen muß; — sind Vorzüge und Vortheile desselben, welche sich schwerlich wegdisputiren lassen.«



Das Glanzkäferchen oder die schwarze Fliege auf den Rappsbülthen.

(Aus den Oekonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen 1835. N^o 70.)

Ihrer gütigen Aufforderung folgend, theile ich Ihnen hier die Beobachtungen mit, welche ich über das nur etwa $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Linien große, schwarze, stahlgrünschimmernde Käferchen gemacht habe, welches dieß Jahr schaarweise auf den Rappsbülthen sich einfand.

Es ist dieß der stahlfarbene Glanzkäfer (*Nitidula aenea*), welcher, in der Regel nur in geringer Anzahl erscheinend, sodann bloß vom Blumenstaube der Rappsbülthen sich nährend, bisher immer für ganz unschädlich gehalten wurde. Allem Anscheine nach hatten aber die ungewöhnlich und anhaltend trocknen und warmen Jahrgänge 1834. und 1835. die außerordentliche Vermehrung dieses Insectes begünstigt, welches dann in seiner Uebersahl entweder nebst den Staubfäden auch noch den Kelch und das Pistill selbst unmittelbar angriff, sonach durch Verlegung desselben zum Vertrocknen und Abfallen brachte, oder wenigstens durch Aufzehrung des Blüthenstaubs vor vollendeter Befruchtung, diese letztere störte. Thatsache wenigstens ist es, daß an den meisten Blüthen-, beziehungsweise Samenstengeln des Rappses mehr weniger einzelne Blumenstiele sich vorfanden, an denen Kelch und Pistill (Samenschote) fehlten, während wieder andre Pistille ganz klein, schon vertrocknet und verdorben erschienen, an ihrem obern oder unterm Ende durch schwarzgrünliche oder bräunliche Farbe von den gesunden ausgezeichnet, welche durchaus gleichförmig und hellgrün von Farbe sich zeigen.

Können aber deshalb schon diese Käfer selbst nicht für ganz unschädlich gehalten werden, so möchte doch ein noch gegründeterer

und umfassenderer Vorwurf die Larven derselben treffen, da man in sehr vielen jungen oder auch erst im Aufbrechen begriffenen Rappsbülthen eine, nicht selten aber auch 2 bis 3 solcher Larven in einem einzigen Blüthenkelche fand, welche natürlich in ihrem noch unvollkommenen Larvenzustande zu ihrem Wachstume und zur weitem Ausbildung bey Weitem mehr Nahrung bedürfen, als das bereits zum Käfer entwickelte und verwandelte Insect.

Diese Larvchen sind von $\frac{1}{2}$ bis höchstens zu einer Linie lang, lichtgelblich grau mit einem Wachsglanze, und durchs Mikroskop betrachtet, mit drey Reihen braungrauer Punkte bezeichnet, dagegen das mit Fresszange bezeichnete Köpfschen von glänzend dunkelbrauner Farbe.

Nach mehrfältigen Beobachtungen scheinen diese Larven mehrentheils ebenfalls vom Blumenstaube sich zu nähren, zum Theil aber auch an den noch ganz jungen Rappschötchen (Fruchtknoten) zu nagen oder zu saugen, wodurch selbe entweder ganz abfallen oder wenigstens im Wachstume gegen die übrigen unangegriffenen Schoten eben dieser Rappstengel auffallend zurückbleiben.

Solche Larven fanden sich schon Anfangs May innerhalb der Rappsbülthen zu einer Zeit, wo diese letztern auch noch dicht besetzt mit Glanzkäfern waren, welche ihrem Begattungsgeschäfte auf den Rappsbülthen nachgingen, sodann aber muthmaßlich gleich auch ihre Eyerchen ins Innere des Blumenkelchs absetzten, weil sodann ebendasselbst die kleinen Larvchen zum Vorschein kamen.



Unterzeichneter hatte zwar vermuthet, daß diese Eyerchen in die äußere Hülse der Rappschötchen eingesenkt würden, weil an mehreren solcher Rappschöten kleine, über deren Rand reihenweise hervorragende, halbdurchsichtige, hellgrüne, oben zugespitzte Erhöhungen zu bemerken waren, welche solchen Schöten ein gleichsam knorriges Ansehen verleihen; allein bey der vielfältig und zu verschiedenen Zeiten vorgenommenen Durchschneidung dieser kleinen Auswüchse ergab deren Inneres, selbst unter dem Mikroscope, durchaus keine Spur eines Eyes oder Lärchens; eben so wenig fanden sich Insekteneyer oder Lärchen im Innern knorriger Rappschöten und mißfarbiger Pistille.

Nach dem gegen Ende May und Anfangs Juni eingetretenen naßkalten Wetter hatte sich zwar der größte Theil der Glanzkäfer verloren (was aber wohl hauptsächlich darin seinen Grund haben mochte, daß selbe nach vollzogenem Begattungs- und Fortpflanzungsgeschäfte ihr natürliches Lebensziel erreicht hatten); dagegen fanden sich die Larven derselben nur um so häufiger und von den verschiedensten Abstufungen des Alters und der Größe im Innern der jüngern Rappblüthen in voller Thätigkeit vor.

Selbst noch zu Ende Juni, wo die Rappsaaten längst abgeblüht und ihre Schöten bereits stark herangewachsen waren, fanden sich auf den, am Rande dieser Aecker hie und da erst später nachgekommenen und jetzt erst in die Blüthe getretenen einzelnen Rapppflanzen sowohl Glanzkäfer als deren Lärchen häufig vor, und zwar von ersteren 10

bis 15 auf einzelnen Blüthen zusammen gedrängt.

Prag, am 10. Juli 1836.

S. P. v. S.

Diese Beobachtungen sind die treffendsten, die nach der Anfrage wegen der schwarzen Fliege*) und den Beantwortungen**) uns zu Gesichte gekommen sind, indem sie sich streng an unsere s. g. schwarze Fliege halten, ohne durch die andern, dem Rappschädlichen Insecten sich ablenken zu lassen. Hiernach bleibt nun nur noch übrig, zu beobachten, wo die Larven des Glanzkäfers sich verpuppen, wenn sie ihr verderbliches Geschäft in der Rappblüthe vollendet haben, und dann kann man auf Mittel denken, diese Puppen zu zerstören, da nach diesen Beobachtungen den Eiern nicht bezukommen ist. Wir bitten daher recht dringend unsere denkenden Landwirthe, in der nächsten Blüthezeit der Rappsaat diese Beobachtung der Puppen mit möglichster Genauigkeit anzustellen und die Resultate derselben nebst ihren gutachtlichen Vorschlägen in diesen Blättern mitzutheilen.

Wir können dabey nicht unterlassen, hier anzuführen, was v. Lengerke über diesen Gegenstand in der Land- und Forstwirtschaftlichen Zeitschrift für Norddeutschland B. 4. S. 2. sagt:

»Um dem großen und empfindlichen Nachtheil der Fliegen und Käfer auf den Rappblüthen vorzubeugen, ist meines Wissens, trotz der häufigen Erwähnung des Gegenstandes, noch kein naturbegründeter Vorschlag gemacht

*) Oldenburger Blätter 1834. N^o 13.

**) Oldenb. Blätter 1835. N^o 47.



worden*), außer daß — (so viel ich mich erinnere von dem trefflichen, practisch und wissenschaftlich so hoch stehenden Schmalz) — irgendwo die Bestreichung der Blüthen mit Büscheln von Wermuth dagegen empfohlen ist. Ich habe im Garten mit Erfolg Rüben- und Kohlblüthen mit Wermuthslauge besprengt und von den so behandelten Pflanzen reichliche und gesunde vollkörnige Schoten geerntet, wogegen die unbegossenen Stauden von jenem Ungeziefer in der Blüthe bey nahe ganz vernichtet wurden. Ein solches Besprengen ganzer Rappsfelder wäre nun gerade nicht ausführbar; aber das Bestreichen der blühenden Pflanzen oder besser noch der knospenden mit, in Wermuthslauge wohlgetränkten, Wollbüscheln oder Quästen, welche an Leinen befestigt werden, deren beyde Enden von zwey in den gegenseitigen etwas

breiten Furchen der Beete gehenden Männern gefaßt werden, wodurch denn, bey dem ebenmäßigen Ueberhalten der Leinen eine gelinde Benetzung der Knospen und Blüthen zuwege gebracht wird, — scheint in der Praxis Anwendung zu verdienen. Es versteht sich, daß die, diese Operation Ausführenden stets Vorrath der Lauge bey der Hand hatten, um eine recht häufige Anfeuchtung der in doppelten Exemplaren vorhandenen Streicleinen machen zu können**). Eine frühe Ausführung und mehrmalige Wiederholung des Experiments hat hinsichtlich der Dichtigkeit des Pflanzenstandes keine Schwierigkeit, indem der Rapp sich erst bey eintretendem Körneransatz brettartig in die Lehne zusammenzulegen pflegt, und dann freylich das Durchschreiten in den Furchen verhindert.

Anweisung Ottersberger Rüben zu bauen.

(Nach einem Aufsatze des Oberamtmanns Hinze zu Ottersberg in den Verhandlungen des Gartenbauvereins für das Königreich Hannover. H. I. S. 71.)

Die Ottersberger gelbe Rübe unterscheidet sich von gewöhnlichen Rüben durch ihre Länge und durch Intensität. Bey der obersten Dicke eines guten Fingers, erreicht sie zuweilen $1\frac{1}{2}$ Fuß Länge, so daß das Ende einem Faden

gleichet. Ihre Farbe ist dunkelgelblich und die Reife führt mit sich, daß sie rein durchgebrochen werden kann, wobey sich eine Art Dunst zeigt, dessen Geruch mit dem aromatischen Geschmacke übereinstimmt, in welchem

*) Offenbar wird der Keim zur Vermehrung des Ungeziefers mit dem frischen Samen schon zum Theil ausgestreuet; eine Vernichtung der zwischen diesem befindlichen Eyer und Larven, durch eine, dem Samen selbst unschädliche Weize, möchte auch das Ihrige zum Unversehrtleiben der Rappspflanzen beitragen. Vielleicht läßt sich diese Vertilgung bey überjährigem Samen um so sicherer erreichen und würde die Ausfaat desselben auch den bey dem breitwürfigen Säen so schwer zu bewirkenden, dünnen Stand der Saat begünstigen.

Ann. des Herrn v. Lengerke.

**) Dazu möchten aber eigne Wermuthspflanzungen und Erndten erforderlich seyn. Vielleicht ließe, wenn die Sache überhaupt ausführbar wäre, sich eben so wohlfeil dasselbe durch eine Abkochung von Quassiaholz erreichen.

Ann. d. Herausg.



die Ottersberger Rübe der Teltower ähnlich ist.

Ihr bester Boden ist gelblicher Sand, der nicht klebend ist und etwa 2 Fuß dick liegt; die tiefere Unterlage ist besser Moor als Tor-Boden.

Neuer Dünger ist nicht zuträglich; Kocken, auch Erbsen sind die besten Vorfrüchte und es muß das Land einen Fuß tief gegraben werden.

Die Einsaat geschieht etwas nach Jacobi, eine frühere giebt wohl größere Rüben aber wässerige und stockichte, welches auch den Anbau im Frühjahr widerräth. Ein Morgen erfordert ein halbes Pfund Samen.

Mit 8 Tagen ist die Saat gelaufen und bleibt 14 Tage unbearbeitet liegen. Sodann werden die Rüben mit einem Hacken, wie es heißt, »gekrast,« wodurch nicht nur das Unkraut abgeschnitten wird, sondern auch so viele Pflanzen, daß von 10 gelaufenen nur 4 stehen bleiben. Alles so Abgeschnittene wird, wie es da liegt, gelassen.

Der erwähnte Hacken ist ein leichtes, rund gekrümmtes Eisen, auf beyden Seiten geschärft, welches an einem kurzen Hackenstiele befestigt ist. Dieses Instrument führt der Arbeiter, lose geschlängelt, auf dem Rü-

benstücke umher, und einige Erfahrung muß ihm sagen, wie der Zweck am Besten erreicht wird. Nach 14 Tagen wird dieses Krahen wiederholt, damit die Rüben nicht zu dicht stehen bleiben. In 8 Wochen sind sodann die Rüben brauchbar; und wenn die Witterung mittelmäßig war, so liefert ein Morgen 64 Braunschweiger Himten. Zu trockne Witterung schadet weniger, als zu nasse; die Reife ergiebt sich, sobald das Kraut oben gelb wird. Der Kocken, welcher nach diesen Rüben gebauet wird, geräth nicht so gut, als auf dem gleichartigen Lande, welches keine Rüben trug.

Die Samenrüben werden in der Mitte April mit der nothwendigen Vorsicht gepflanzt, daß keine andere Rüben in ihrer Nähe stehen. Das Land dazu wird zum Reinigen im vorhergehenden Jahre am Besten mit Kohl bepflanzt. Die Reife des Samens tritt mit 8 Wochen ein, und eine Pflanze liefert gewöhnlich 3 Loth Samen. Aus Ottersberger Samen sind anderwärts auf ähnlichem Boden gute Rüben 2 Jahre zu erzielen, dann aber artet er aus. Dagegen verbessert sich die Art der aus ähnlichem Rübsamen erzielten schlechteren auf dem Ottersberger Boden und nimmt bald die Eigenschaften der Ottersberger völlig an.

Bäume und Pflanzen zu bezeichnen

nehme man kleine Zinkplättchen und schreibe die Benennung oder Nummer darauf. Die Dinte, womit man schreibt, bereite man aus

- 1 Theil Spanischgrün, fein gestoßen,
- 1 " Salmiak,
- $\frac{1}{2}$ " Kienruß und
- 10 Theile Wasser,

alles wohl durchgeschüttelt oder umgerührt.

Diese Schrift wird von der Witterung nicht ausgelöscht und bleibt, so lange das Plättchen hält. Das Plättchen befestigt man mit Zinkdrath an dem Baum, der Pflanze oder dem Stabe, welcher gleichfalls von der Witterung nicht leidet.

W. M.